

Dämonen der Vergangenheit

VON TILMANN GANGLOFF

Schon die Bodensee-Krimis von Matthias Moor waren weit mehr als bloß der Freizeitzeitvertreib eines beliebten Lehrers. Mit dem vierten Roman verlässt der Konstanz Schriftsteller („Finstersee“, „Flammensee“, „Geistersee“) nicht nur das vertraute Terrain seines Privatdetektivs Martin Schwarz: „Irische Finsternis“, mindestens so sehr Drama wie Krimi und spätestens gegen Ende auch ein packender Thriller, ist Moors Meisterstück.

Die Geschichte spielt größtenteils in Irland, das Moor als seine Seelenheimat bezeichnet. Geografische Details lassen sich im Rahmen einer Recherche erfahren, die innige Liebe zu Land und Leuten aber muss sich über Jahre entwickeln; diese Beziehung zieht sich durch den gesamten Roman. Nicht umsonst veröffentlicht der Emons-Verlag, Heimat auch der Bodensee-Krimis, das Buch im Rahmen seiner Reihe „Sehnsuchtsorte“. Allerdings ist „Irische Finsternis“ weit entfernt vom tou-



Der Konstanz Autor Matthias Moor.
BILD: JANA MANTEL



ristisch-lukullischen „Fahr mal hin“-Flair etwa der Bretagne-Romane von Jean-Luc Bannalec: Die Irland-Reise der Hauptfigur entwickelt sich mehr und mehr zu einem Trip in die Abgründe der menschlichen Seele.

Filmisches Potential

Natürlich ist Spannung das Mindeste, was Krimi-Fans von einem Buch dieser Art erwarten dürfen. Hier ein Cliffhanger, dort ein bisschen Lebensgefahr, zwischendurch eine Leiche: Das gehört quasi zum Kerngeschäft. Die besondere Qualität von Moors Roman liegt in der kunstvollen Verschachtelung der verschiedenen Handlungsebenen. Dass es sich dabei um nicht immer auf Anhieb erkennbare Rückblenden handelt, erhöht den Reiz enorm.

Die Verwendung des Begriffs aus der Filmsprache kommt nicht von ungefähr: Das filmische Potenzial der Geschichte ist unübersehbar. Schon der Ausgangspunkt der Handlung ist ein Bild: Nach dem ungeklärten Tod seiner Verlobten entdeckt der Frankfurter Arzt Marc im Hintergrund eines kurz vor dem Unfall aufgenommenen Fotos eine Frau, die seiner irischen Jugendliebe Jane verblüffend ähnlich sieht. Marc, ohnehin ein rastloser Nomade im eigenen Leben, fährt nach Irland und gerät auf der Suche nach Jane in einen mörderischen Strudel, der ihn am Ende zu verschlingen droht. Die Erzählung im Präsens und aus der Perspektive der Hauptfigur sorgt für einen Sog, dem man sich gern hingibt, zumal die intensiven Landschaftsbeschreibungen viel Material fürs Kopfkino bescheren.

Matthias Moor: „Irische Finsternis“. Emons Verlag, Köln. 304 Seiten, 13 Euro.

GALERIE

LITERATUR

Mario Vargas Llosa wird 85 Jahre alt

Mario Vargas Llosa, peruanisch-spanischer Schriftsteller, wird am Sonntag (28. März) 85 Jahre alt. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die Romane „Die Stadt und die Hunde“ (1963), „Der Geschichtenerzähler“ (1987) und „Tod in den Anden“ (1993). Ein immer wiederkehrendes Motiv darin ist die kritische Auseinandersetzung mit Macht und Autorität vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Spannungen in Lateinamerika. Vargas Llosa erhielt 2010 den Literaturnobelpreis. (KNA)

KUNST

Basquiat-Werk könnte Millionen-Summe bringen

Ein Werk des US-Künstlers Jean-Michel Basquiat (1960-1988) könnte bei einer Auktion in New York bis zu 50 Millionen Dollar (etwa 42 Millionen Euro) einbringen. Das Bild „Versus Medici“ solle am 12. Mai versteigert werden, teilte das Auktionshaus Sotheby's mit. Basquiat habe das Gemälde 1982 im Alter von nur 22 Jahren erstellt. Seit 1990 sei es in derselben Privatsammlung gewesen und sei währenddessen mehrmals für Ausstellungen in der ganzen Welt ausgeliehen worden. (dpa)

THEATER

Vor Corona steigende Besucherzahlen

Vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie ist der Theaterbesuch in Baden-Württemberg noch einmal deutlich gestiegen. In der Spielzeit 2018/2019 verzeichneten die Häuser im Südwesten gut 3,2 Millionen Gäste, teilte das Statistische Landesamt in Stuttgart mit. Das sei ein Plus von 3,6 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Die Zahl der Vorstellungen habe mit 17 042 einen Höchststand erreicht. Den Löwenanteil der Zuschauer verzeichneten die Staatstheater in Stuttgart und Karlsruhe. (epd)

RAUBKUNST

Kommission rät zur Rückgabe von Marc-Bild

Im jahrelangen Streit um das Ölgemälde „Die Füchse“ von Franz Marc hat die Beratende Kommission für Raubkunstfälle die Rückgabe des Werks an die Erben des ursprünglichen Besitzers Kurt Grawi empfohlen. Das wertvolle Kunstwerk war 1962 als Schenkung in den Bestand der Städtischen Kunstsammlung Düsseldorf eingegangen. Die Stadt Düsseldorf war ursprünglich der Ansicht, dass das Werk nicht zu restituieren, also zurückzuerstatten ist, da der Verkauf 1940 außerhalb des NS-Machtbereichs stattgefunden hatte. (dpa)



Eine Frau betrachtet in der Kunsthalle Mannheim Anselm Kiefers Installation „Palmsontag“.
BILD: DPA

Hier liegt der Palmsontag

Anselm Kiefers Installation zum Feiertag nimmt den Tod vorweg. Wäre nicht Corona, könnten wir sie jetzt in Mannheim bewundern



Anselm Kiefer behandelt immer wieder religiöse Themen. Über sich sagt er: „Ich bin auch ein Sediment, ich bin etwa 2000 Jahre alt.“

VON HANS-DIETER FRONZ

Morgen ist wieder Palmsontag, Ostern ist nah, doch wieder, bereits zum zweiten Mal, liegt der Schatten von Corona über dem christlichen Freudenfest der Auferstehung des Herrn. Auch in diesem Jahr tragen die Gläubigen bei der Palmsontagprozession, sofern sie überhaupt stattfinden kann, Maske.

Es ist wie verhext: Nicht einmal mit Maske können Kunstliebhaber in der großen Anselm-Kiefer-Schau der Kunsthalle Mannheim seine monumentale Installation „Palmsontag“ bestaunen. Die Inzidenzrate in der Stadt ist zu hoch, sie liegt weit über 100. Das Museum bleibt fürs Erste geschlossen.

Vier geräumige Säle bespielen die vierzehn teils riesigen Bilder und Installationen Kiefers. „Palmsontag“, 2007 entstanden, füllt einen Saal beinahe im Alleingang. Mit Materialbildern und einer gewaltigen Skulptur bezieht sich die Installation auf den Einzug Christi in Jerusalem.

Doch Kiefer wäre nicht Kiefer, würde er das neustamentlich überlieferte Geschehen schlicht abbilden. Vielmehr konterkariert er das freudige Ereignis mit einer frappierenden Bildlichkeit des Todes. Einem wandfüllenden Fries von 30 großformatigen „Bildern“ mit Erde und mit Palmblättern, die die jubelnde Menge vergegenwärtigen, setzt er eine quer im Raum am

Boden liegende Palme gegenüber, die samt Wurzelwerk aus der Erde gerissen erscheint. Der täuschend echt wirkende Baum ist ein Abguss aus Acrylharz. So wie er daliegt, gestützt auf Ziegelsteine, weist er sinnbildlich bereits auf Christi Tod am Kreuz voraus. Christi spätere Passion ist in dem Werk so bildlich schon enthalten.

Es ist dies nicht Kiefers einziges Kunstwerk, dem die christliche Heilsgeschichte als Thema dient. Bereits in frühen Werkgruppen greift er biblisch-christliche Motive wie Sündenfall, Schuld und Erlösung auf. In einem zweiteiligen Bild von 1973 ist das Wort „resurrexit“ in der in den Malereien häufig präsenten Kinderschrift zu lesen. Die Kurzformel der österlichen Botschaft vom auferstandenen Christus gibt dem Bild zugleich den Titel.

Auch in der aktuellen Ausstellung beziehen sich etliche Werke auf die jüdische und christliche Religion. Sie suchen eine Brücke zwischen beiden zu schlagen. Den Beginn von Kiefers Laufbahn als Künstler markierte ja nichts Geringeres als eine künstlerisch entwickelte Erlösungstheologie. Und wenn Kiefer, fasziniert von Geschichte und Zeitentiefe, Gegenwärtiges als sedimentierte Historie versteht, so führt seine Äußerung in einem Interview: „Ich bin auch ein Sediment, ich bin etwa 2000 Jahre alt“ wohl nicht zufällig auf den durch Christi Erlösungswerk mar-

kierten Beginn der Zeitrechnung zurück.

Starkes Interesse weckte in Kiefer nach seiner ersten Reise nach Israel 1983 die jüdische Kabbala. „Sephiret“ lässt sich als bildliche Auseinandersetzung mit der kabbalistischen Vision der Erschaffung der Welt und den zehn göttlichen Prinzipien verstehen. „Shebirat Ha Kelim“ von 1990 illustriert die lurianische Vorstellung des anfänglichen Zerbrechens der zehn Gefäße als Sinnbilder der Harmonie des Universums und damit der Eigenschaften Gottes.

In dem eindrucksvollen, monumentalen Gemälde „Lilith“ (1987-90) schließt Kiefer die biblische Zeit mit der Gegenwart kurz im Bild einer aus der Vogelperspektive gesehenen Megapolis: Sao Paulo. Doch auch ganz handfest politische Werke zeigt die Schau. „Schwarze Flocken“ von 2006 mit Versen Paul Celans aus dem Kriegswinter 1942 macht den Holocaust zum Thema. In der tonnenschweren Installation „Volkszählung“ (1987-89) nimmt Kiefer Politiker als Vertreter eines offensiven Staats spöttisch als „Erbsenzähler“ aufs Korn. Geboten werden sogar geradezu feministische Werke wie „Frauen in der Geschichte“ (2006). Die raumgreifende Installation „Der verlorene Buchstabe“ (2011-2017) beschäftigt sich demgegenüber mit Schrift als Träger kultureller Überlieferung. Die verloren auf dem Boden verstreuten Bleilettern illustrieren zugleich einen medialen Wandel – den vom analogen zum Digitaldruck.

Kunsthalle Mannheim, Friedrichsplatz 4. Bis 6. Juni, Di. bis So. 10-18 Uhr, 1. Mittwoch im Monat 10-22 Uhr. Aktuell ist die Ausstellung wegen der hohen Corona-Inzidenz in Mannheim geschlossen. Weitere Informationen: www.kuma.art

Palmsontag

Das Volk streut Palmblätter für den König der Juden und ruft Hosianna: Jahr für Jahr wird an Christi Einzug in Jerusalem mit Prozessionen und der Palmweihung erinnert – am Palmsontag, dem letzten Sonntag der Fastenzeit und ersten Tag der Karwoche. In Deutschland handelt es sich um einen kirchlichen, nicht aber gesetzlichen Feiertag. (hdf)



Anselm Kiefers Installation „Palmsontag“ füllt in Mannheim beinahe einen Saal. Hier ein Blick auf die gestürzte Palme. BILD: DPA

GEGENLICHT

Warum man am Satzende nicht „Weißt du“ sagen soll



„Die Sprache ist das Haus des Seins“, sagte der Philosoph Martin Heidegger. Stimmt. Ab und zu sollte mal der Sperrmüll vor die Tür gestellt werden.

VON ALEXANDER MICHEL

Als wären die Zeiten nicht schon kompliziert genug, werden auch unsere Gespräche von Mensch zu Mensch immer anspruchsvoller (oder quälender). Man muss ständig auf der Hut sein, um nichts Falsches zu sagen, damit man nicht „gedisst“ wird, wie es auf Neudeutsch heißt.

Am Anfang stehen Standardfragen wie der unschlagbare Klassiker „Wie geht's?“ Eine ehrliche Stellungnahme

geben die meisten Befragten natürlich nicht ab, denn es handelt sich – akademisch ausgedrückt – um eine rein rhetorische Nummer, eine höfliche Neugier zwecks Gesprächseinleitung zwischen zweien, die sich kennen.

Der Vorteil dieser 08/15-Frage ist immerhin, dass sie ergebnisoffen gestellt wird und einen nicht unter Druck setzt. Der Gesprächspartner räumt dem anderen ein, dass es ihm blendend, aber auch, dass es ihm dreckig gehen könnte. Man kann den Fragenden mit einem leicht verlogenen „gut“ oder „ganz gut“ begegnen oder mit einem lässigen „gestern ging's noch“ erheitern.

Anders verhält es sich mit einer Frage, die das Neusprech nach oben gespült hat: „Alles gut?“ Oder in der Langform: „Alles gut bei Dir?“ Hier fühlt man sich

bedrängt. Einerseits, weil hier eine Prise Besorgnis anklingt. Gebe ich etwa ein schlechtes Bild ab? Stimmt irgendwas an mir nicht, und der andere umschiffst aus Höflichkeit das brutale „Wie siehst Du denn aus?“ Andererseits ist „Alles gut“ Ausdruck einer neuen Umarmungskultur und Wohlfühlgemeinschaft, die sich aus der Pralineschachtel der Sentimentalitäten bedient und in Deutschland seit den Tagen Klopstocks und anderer Empfindsamkeitsjünger eine feste Heimstatt hat.

Am wenigsten erträglich sind indes die rhetorischen Bestätigungsfragen, die ans Satzende geklebt werden und in der es die Briten zur Perfektion gebraucht haben – ist es nicht? Damit bleiben sie wenigstens höflich. Ganz anders ist es mit den Mini-Fragen, die

dem Gegenüber einen leichten geistigen Mangel unterstellen: in der leicht arroganten pubertären Kurzform mit „Weißt Du?“, im offen Begriffsstutzigkeit unterstellenden „Verstehst Du, was ich mein(e)?“ oder im kalt beleidigenden „Wenn Du verstehst, was ich meine“.

Hier unterstellt der Sprecher von oben herab, er sei im Besitz eines Wissens, das er dem Anderen, Jüngeren, Untergebenen nun genüsslich unter die Nase reibt. Papa belehrt seine Kinder, oder der Chef schulmeister seine Leute und nimmt den Habitus des überlegen Wis sendens ein. Der Zuhörer antwortet zwar brav mit Nicken, doch weiter unten brodelnd der Ärger – wenn Sie verstehen, was ich meine.

alexander.michel@suedkurier.de

Wohl bald Rückgabe der Benin-Bronzen

Die von internationalen Museen und Experten gebildete Benin Dialogue Group sieht entscheidende Schritte für Restitutions von Benin-Bronzen aus den Beständen europäischer Museen. Die Plünderung von Benin-Stadt im Jahr 1897 sei die Hauptquelle von Kunstobjekten, die sich heute in Museen weltweit befinden, heißt es in einer Mitteilung der Verbindung. Nach der jüngsten Debatte in Deutschland verwies die Benin Dialogue Group darauf, Gespräche über dauerhafte Rückgaben entwickelten sich in den verschiedenen beteiligten Ländern in unterschiedlicher Geschwindigkeit. Benin-Bronzen sind auch in zahlreichen deutschen Museen zu finden. Im Berliner Humboldt Forum sollen sie eine zentrale Rolle spielen. (dpa)